

Täuschen, um die Wahrheit zu finden

Verdeckte Recherchen haben eine lange journalistische Geschichte

Medienschaffende dürfen nur in Ausnahmefällen verdeckt arbeiten. So lautet die hiesige Berufsregel. Im Journalismus gibt es allerdings eine lange Tradition des maskierten Arbeitens. Entstanden ist sie im anonymen Milieu der amerikanischen Grossstädte des 19. Jahrhunderts.

Wenn von journalistischer «Undercover-Recherche» die Rede ist, dann fällt im deutschen Sprachraum schnell einmal der Name Günter Wallraff. In «Ganz unten» berichtet der deutsche Journalist darüber, wie er während der achtziger Jahre als Türke Levent Ali Sigirlioglu unter sklavenähnlichen Umständen in Fabrikhallen schuftet und sich der Pharmaindustrie für dubiose Experimente zur Verfügung stellt. Nun recherchiert Wallraff verdeckt fürs «Zeit-Magazin»; etwa über skandalöse Zustände bei einem Brotlieferanten des Discounters Lidl oder den Alltag von Obdachlosen in Köln.

Konstruierte Wirklichkeit

Er müsse sich verkleiden, sagt Wallraff, um die Gesellschaft zu demaskieren. Er müsse täuschen, um die Wahrheit herauszufinden. Das wirft im deutschsprachigen Raum immer wieder Fragen auf: Darf ein Journalist seine Identität verschleiern? Kann er so Wahres enthüllen? Bildet er so Wirklichkeit ab – oder konstruiert er sie? Ist nicht jedes Abbild der Welt per se eine Konstruktion?

In den USA geht die Öffentlichkeit pragmatischer mit diesen Fragen um, und dort recherchieren Journalisten hartnäckiger. Während viele deutschsprachige Journalisten hauptsächlich mit dem Umschreiben von Agenturmitteilungen beschäftigt sind und diese allenfalls noch kommentieren, wird in den USA aggressiver und zeitaufwendiger recherchiert.

Eine Untersuchung zeigt, dass 22 Prozent der deutschen, aber 54 Prozent der amerikanischen Journalisten inkognito in einem Betrieb arbeiten würden, um an Informationen zu gelangen. Versteckte Kameras würden 12 Prozent der deutschen Journalisten einsetzen und 60 Prozent der amerikanischen. Nur 2 Prozent der deutschen Journalisten würden Informanten unter Druck setzen, jedoch 52 Prozent der amerikanischen. Natürlich, man könnte nun darüber philosophieren, welches dieser beiden Konzepte mehr Wahrheit hervorbringt. Interessanter aber ist die Frage, wie es zu so unterschiedlichen journalistischen Selbstverständnissen kommen kann, wo das Berufsethos doch ganz einfach der Wahrheitssuche verpflichtet ist.

Radikaldemokratisches Misstrauen

Im 19. Jahrhundert war die Presse im deutschsprachigen Raum noch parteipolitisch gebunden. In den deutschen Staaten wurde die ohnehin obrigkeitgläubige Presse durch Zensur und ein staatliches Anzeigenmonopol kontrolliert, derweil sich die Medien in den USA als vierte Gewalt im Staat definierten – geprägt von einem radikaldemokratischen Misstrauen gegenüber Autoritäten. James Gordon Bennett etwa schrieb im Jahr 1835, dass sein «New York Herald» keine Partei unterstütze. Die Zeitung bewerte Parteien und Präsidentschaftskandidaten, so Bennett, neutral und ohne eigene Interessen.

Kurz darauf ist in den nordamerikanischen Metropolen die «penny press» entstanden – etwa die «New York Sun» –, deren Themenwahl nach rein aufmerksamkeitsökonomischen Kriterien erfolgte. Der Fokus war lokal. Relevant war das Nahe. Die «penny press» sollte, ähnlich wie heute Gratiszeitungen, allen zugänglich sein. Der an der Berliner Humboldt-Universität lehrende Kulturanthropologe Rolf Lindner sagt, dass die wechselseitige Fremdheit, welche die Grossstadt prägte, den für den Absatz förderlichen Stoff für die «penny press» geliefert habe: «Stellvertretend für den Leser tritt der Reporter die Reise ins Innere von Metropolis an.»

Die Reporter suchten nicht ausschliesslich den grossen Skandal, sondern auch Kurioses im Alltag. Dies erforderte neue Methoden der Recherche. Es wurde zunehmend im Feld recherchiert – in Leichenhallen, Bordellen, Spielhöhlen, Fabrikhallen und Schlachthäusern. Mit dem Ruf der Reporter stand es aufgrund der Nähe zu diesen Milieus nicht immer zum Besten. Sie galten als Trunkenbolde, Herumtreiber und Versager.

Der Pionier Jacob A. Riis

Einer davon war Jacob A. Riis. Nachdem der 31-jährige Däne im Jahr 1870 in die USA emigriert war, hielt er sich in New York mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser und lebte phasenweise als Obdachloser. Er erhielt bei einem Gewerkschaftsmagazin einen Job als Reporter, wechselte dann zu den «South Brooklyn News», wurde danach Polizeireporter für die «Tribune» und die «Evening Sun». Er hielt sich vorwiegend in der Mulberry Street in Little Italy auf und berichtete über Kindes- und Frauenmörder, Hunger, Epidemien und Strassengang.

Seine medienhistorische Bedeutung verdankt Riis seinen Fotografien, weil er als einer der Ersten den Blitz für die Sozialreportage einsetzte. Bewaffnet mit seiner «magischen Laterne», überraschte er seine Nachtexistenzen und zeigte so ein



Jacob A. Riis schaute in die Abgründe des Grossstadtlebens: die New Yorker Mulberry Street um 1895.

GETTY

anderes Bild von New York. Weil in den 1880er Jahren die Drucktechnik für Fotografien noch nicht ausgereift war, wurden seine Fotos zuerst als Zeichnungen publiziert – die erste in der «Evening Sun» vom 12. Februar 1888.

Enorme Resonanz mit einem Fotobuch

In seinem 1890 erschienenen Buch «How the Other Half Lives» sind die Fotos gedruckt. Sie zeigen in Kellern schlafende Strassenkinder, Trunkenbolde im Schnapsdelirium, chinesische Opiumraucher, Kleinganoven und schäbige Schlafstätten für Immigranten. Die Schattenseiten der Stadt wurden mit dem Blitzlicht ausgeleuchtet. Das Buch hatte eine enorme Resonanz und zwang die Politik, dem öffentlichen Raum mehr Beachtung zu schenken. Es wurden als Folge Stadtparks, Spielplätze und öffentliche Bäder errichtet. Das Konzept der Medien als vierte Gewalt zeigte seine Wirkung. Es ist zentral im Selbstverständnis amerikanischer Journalisten.

Das zunehmende Interesse an den Hinterbühnen des sozialen Geschehens kommt nicht von ungefähr. Boston, New York und Chicago wurden im 19. Jahrhundert von massiven Einwanderungsschüben heimgesucht. Es kamen Katholiken aus Irland und Italien, die als lasterhaft galten. Es wanderten Deutsche ein, denen der Ruf der bierseligen Atheisten vorauslief, sowie Juden aus Osteuropa, die vor den dortigen Pogromen flüchteten. Die moderne Stadt mit ihrer nie zuvor da gewesenen territorialen Nähe von differenten Kulturen entstand. Die Vorherrschaft der Wasp (White Anglo-Saxon Protestants) wurde unterwandert. Als Gegenbewegung ist im frühen 20. Jahrhundert in denselben Städten der protestantische Fundamentalismus entstanden.

Der Fremde, sagt der Soziologe Georg Simmel, sei der potenziell Wandernde – «der, obwohl er nicht weitergezogen ist, die Gelöstheit des Kommens und Gehens nicht ganz überwunden hat». Ähnlich verhielt es sich mit den Einwanderern. Sie blieben – und sie blieben fremd. So gilt New York als der Prototyp der multikulturellen Stadt, wo man eine Strasse überquert und sich in einer anderen Welt befindet. Es ist kein Zufall, dass die Reporter sich vorwiegend in der Gegend der Mulberry Street aufhielten, wo noch heute Chinatown, Little Italy und die ehemals jüdische Lower East Side ein paar Schritte voneinander entfernt liegen.

Grossstadtleben unter dem Mikroskop

«In diesen grossen Städten, wo all die Leidenschaften und all die Energien der Menschheit freigesetzt werden, sind wir in der Lage, den Zivilisationsprozess wie unter einem Mikroskop zu untersuchen», sagte Robert E. Park, der einige Semester bei Georg Simmel in Berlin in der Vorlesung sass. Park hat die soziologische Chicago School begründet, welche die Stadt als soziales Laboratorium versteht. Sie untersucht mit ethnografischen Methoden subkulturelle Lebenswelten von Prostituierten, Trinkern, Polizisten und ethnischen Einwanderergruppen – immer werturteilsfrei. Ein Moralist, so Park, könne nicht Soziologe sein.

Zu den Methoden gehört auch die verdeckte teilnehmende Beobachtung; das soziologische Äquivalent zur journalistischen Undercover-Recherche. Die methodische und inhaltliche Nähe zwischen Reportern und Soziologen ist kein Zufall. Auch Robert E. Park war als Journalist tätig

und hat gemeinsam mit Jacob A. Riis in der Mulberry Street recherchiert.

Niemand jedoch hat die journalistische Spielart des Rollenreporters weiter an die Grenze getrieben als Elizabeth Cochrane, die unter dem Pseudonym Nellie Bly publizierte. Die Tochter aus gutem Hause aus Pennsylvania erhielt Mitte der 1880er Jahre einen Job als Reporterin bei der «New York World» von Joseph Pulitzer. Sie stellte sich krank, um in ein Armenspital zu gelangen. Sie liess sich verhaften, um über die Zustände in einem Frauengefängnis zu berichten. Sie spielte die Verrückte, um in eine psychiatrische Klinik eingewiesen zu werden. Ihr Erfahrungsbericht «Ten Days in a Mad House» hat Öffentlichkeit und Politik für die skandalösen Zustände in psychiatrischen Anstalten sensibilisiert.

In Anlehnung an Jules Verne reiste Nellie Bly nicht in 80, sondern sogar in 72 Tagen um die Welt, worauf der Bericht in mehreren Folgen publiziert wurde. Mit ihrer radikalen Subjektivität hat die Autorin die Selbstinszenierungen der Vertreter des New Journalism antizipiert, die während der 1960er Jahre den amerikanischen und der späten 1980er Jahre den deutschsprachigen Raum prägten. Im New Journalism geht es

darum, die Alltagswelt aus einem ethnologischen Blick zu betrachten. Die Bewegung ist eine Kritik an der Faktengläubigkeit des herkömmlichen Journalismus.

Die im Mist stochern

Dies hat natürlich zahlreiche Nachahmer auf den Plan gerufen. Es wurden Anfang des 20. Jahrhunderts in den aufkommenden Nachrichtenmagazinen dauernd skandalöse Zustände bei Ölkonzernen, Bahnbetreibern und Schlachthäusern publiziert. Über Letztgenannte etwa berichtete der Journalist und Schriftsteller Upton Sinclair in seinem Buch «The Jungle». Präsident Theodore Roosevelt bezeichnete die Enthüllungsjournalisten im Jahr 1906 als «muckraker», also als Mist-Stocherer. Zugleich aber schätzte Roosevelt ihre gesellschaftspolitische Funktion, war er doch seit seiner Tätigkeit als New Yorker Polizeipräsident mit dem inzwischen berühmt gewordenen Riis befreundet. Der Österreicher Max Winter hat die Rollenreportage im deutschen Sprachraum eingeführt und die Methode der teilnehmenden Beobachtung unter Obdachlosen in Wien angewandt – auch hier geht es um die Exploration der Stadt.

Indem die Medien das Fremde, das sich nicht mehr im «Herzen der Finsternis» im zentralen Afrika oder auf den Trobriand-Inseln, sondern im nächsten Hinterhof befindet, Tag für Tag thematisierten, schufen sie ein chronisches Gefühl der Befremdung: Die Gewissheit der traditionellen Gesellschaft, unter ihresgleichen zu sein, nahm ab. In der stetigen Konfrontation mit anderen Identitäten wird die eigene Identität als kontingent erfahren: Ich könnte auch ein anderer sein.

Weltreise im Lokalen

Die soziologische Folge dieser Entwicklung sind hochreflexive Identitäten; also das, was Park als «marginal man» bezeichnete: «ein kultureller Hybride, ein Mensch, der intensiv am kulturellen Leben und an den Traditionen der zwei unterschiedlichen Völker teilhat» – präziser liesse sich das Selbstverständnis des Rollenreporters nicht beschreiben. Der «marginal man» ist ein Sinnbild des modernen Menschen, der ständig reflektiert, der immer ahnt, dass sich in der nächsten Seitengasse – heute eher: auf der nächsten Webseite – eine neue Welt befindet, und der hierzu nicht mehr wie die einstigen Seefahrer in die Ferne reisen muss.

Francis Müller

«The Observer» in Gefahr

Mögliche Schliessung der britischen Sonntagszeitung

ii. Die Existenz der ältesten britischen Sonntagszeitung ist gefährdet: Der Medienkonzern Guardian Media Group prüft verschiedene Massnahmen zur Verminderung seiner riesigen Verluste, darunter die Schliessung des «Observer». Die Konzernchefin des Medienkonzerns Guardian Media Group, Carolyn McCall, bestätigte dies gegenüber der Londoner «Times», betonte aber zugleich, dass es sich dabei nur um eines von mehreren Szenarien handle. Man prüfe die Schliessung als mögliche Massnahme gegen die drastischen Verluste, die der Konzern eingeleitet hat. Im vergangenen Jahr beliefen sich diese auf fast 90 Millionen Pfund (162 Millionen Franken).

McCall hatte zuvor die Angestellten informiert, dass verschiedene Sparmassnahmen geprüft würden. Dabei werde jeder Titel und jede Strategie genau unter die Lupe genommen. Aus diesem Memorandum gelangte am Sonntag jedoch nur die mögliche Schliessung der renommierten Sonntagszeitung an die Öffentlichkeit.

«The Observer» wurde im Jahr 1791 gegründet und hat seither manche Turbulenz überlebt. Im Jahr 1993 wurde die Zeitung von der Guardian Media Group übernommen. Der Konzern gibt auch die Tageszeitung «The Guardian» heraus. Die beiden Titel haben zusammen einen grossen Anteil des Konzernverlustes verursacht. Dennoch scheint die Existenz des «Guardian» gesichert, da die Mediengruppe einer eigens dazu gegründeten Stiftung gehört. Genau dies könnte dem «Observer» zum Verhängnis werden: Er würde zugunsten des «Guardian» geopfert.

Zwischen dem «Guardian» und dem «Observer», die beide dem linksliberalen Lager zugeordnet werden, herrscht schon seit Jahren eine Rivalität. Doch das Sonntagsblatt sorgte in diesen Kreisen für Irritation, als es das Engagement Grossbritanniens im Irak-Krieg im Gegensatz

zum Schwesterblatt ausdrücklich befürwortete. Doch dies dürfte als Erklärung für das schwindende Interesse kaum ausreichen. Britische Journalisten werfen den Chefs auch Missmanagement vor.

Inzwischen haben sich auf den Plattformen Twitter¹ und Facebook² Gruppen gebildet, die den «Observer» retten wollen. In Blogs wird auch die Frage diskutiert, ob die angedrohte Schliessung ernst gemeint sei oder ob der Verlag auf diese Weise bloss die Akzeptanz von eingreifenden Sparmassnahmen erhöhen wolle.

¹ <http://twitter.com/savetheobserver>

² <http://www.facebook.com/group.php?gid=135799485803>

Anschubfinanzierung für Digitalradio in Deutschland

(epd) Der medienpolitische Sprecher der CSU-Fraktion im Bayerischen Landtag, Eberhard Sinner, hat einen Digitalisierungsfonds für die Einführung des Digitalradios gefordert. Er schlug vor, die Mittel aus der anstehenden Versteigerung des Achthunderter-Frequenz-Bands dafür zu verwenden, den Privatsendern den Umstieg von analog auf digital zu erleichtern. Der Präsident der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien, Wolf-Dieter Ring, kritisierte die «ablehnende Haltung» des Verbands privater Rundfunk- und Telemedien (VPRT) zur Einführung von DAB+. Der VPRT hatte sich Ende Juni gegen die Einführung des neuen Digitalradiostandards ausgesprochen. Daraufhin hatte die Kommission zur Ermittlung des Finanzbedarfs der Rundfunkanstalten den ARD-Sendern und dem Deutschlandradio Mittel in Höhe von insgesamt 42 Millionen Euro verweigert, die diese für Digitalradioprojekte einsetzen wollten.